

Élisabeth Filhol
Doggerland
Roman

Aus dem Französischen übersetzt
von Cornelia Wend

Edition Nautilus

1

Sie haben gesehen, wie es geboren wurde, wie es im Meer vor Island aus dem Nichts auftauchte. Sie verfolgten gebannt, wie es sich entfaltete, eingenistet in seinem Tiefdruckbett, gezeugt von einem Schwall subtropischer feuchter Luft, der sich an die Grenzen des arktischen Ozeans verirrt hatte. Und nun explodiert es förmlich, eine Bombe. Wie in einem Film, den man im Schnellvorlauf abspielt, da war nichts und nun ist es da. Man spricht es auf Französisch eher wie *Xavère* aus und weniger wie *Xavier*, noch ist Xaver keine Katastrophe, noch ist es ein schönes Anschauungsobjekt. Als solches verdient es, auf Initiative der europäischen Meteorologen, mit einem eigenen Taufnamen ausgezeichnet zu werden. Es ist ausreichend unerwartet, unvorhersehbar und spektakulär.

Sie haben gesehen, wie es sich südöstlich vor Grönland erhob, wie es in Rekordzeit dreist seine Hülle durchbrach, vor den Augen der von Tempo und Ausmaß des Phänomens kalt erwischten numerischen Wettervorhersagemodelle.

Sie haben gesehen, wie es sich einkringelte, sich einrollte, in der aufsteigenden Bewegung der Konvektion, und wie es im Zeitraffer, aufgeputscht durch einen schwindelerregenden Druckabfall in diesem Gebiet, seinen Durchmesser vergrößerte. Da war nichts und urplötzlich ist es da, von Anfang an ganz es selbst, ein Titan, kaum auf der Welt, schon aktiv und im Vollbesitz seiner Kräfte. Jetzt erwacht es über dem Nordatlantik zum Leben und sprengt sogleich den Bildschirmrah-

men, dabei nimmt es ohne weitere Umschweife eine vollendete Form an, wie Athene, die in voller Rüstung dem Schädel ihres Vaters entsprang. Es wird größer, es wächst, entwickelt sich in einem exponentiell zunehmenden Tempo und beginnt, sich von Westen her auf den Weg Richtung Osten zu machen, wird im Laufe der Stunden immer größer, die Isobaren werden immer zahlreicher, stehen immer enger. Und sie sitzen hinter ihren Bildschirmen, verarbeiten, analysieren und bemühen sich um eine möglichst korrekte Einordnung der vielen ungewöhnlichen Parameter, die das möglich gemacht haben, und bereiten sich auf das Schlimmste vor.

In diesem Stadium wird noch keine offizielle Warnung herausgegeben. Aber die Mitarbeiter der verschiedenen meteorologischen Dienste, vom Met Office, vom Deutschen Wetterdienst, von Météo-France oder vom Meteorologisk Institut, stehen bereits Gewehr bei Fuß. Denn das, was die Modelle der in Echtzeit mit Daten gefütterten Hochleistungsrechner jetzt voraussagen, ist, dass man ihre Hilfe nicht mehr benötigt, um Xaver vorherzusehen, das Ausmaß lässt sich mit eigenen Augen abschätzen, ein Ausmaß, das für viele Meteorologen präzedenzlos ist, ein solches Phänomen hat man seit zwanzig oder dreißig Jahren nicht mehr beobachtet. Sie starren auf die Satellitenbilder und können nicht glauben, was da im Gange ist, was sich im Schatten der Dreitages-Vorhersagen abspielt, die Jüngeren unter ihnen haben dergleichen noch nie gesehen. Es wächst und breitet sich in diesem Zeitraum, in dem es ohne jeden Zeugen über dem Atlantik bläst, übertragen durch Sensoren, Bojen, Satelliten und über den Umweg von Simulationen, immer weiter aus, wie eine mythische Macht, halb konkret, halb abstrakt, nicht wirklich real, aber auch nicht nur rein theoretisch. Sie bewundern es für das, was es ist, eine Ausnahmerscheinung in all seinen Parametern und dem Zusammentreffen dieser Parameter, wie eine seltene Planetenkonstellation, ein Schauspiel, das man nur ein- oder zweimal in seinem Leben erlebt,

sie sind hingerissen von der Schnelligkeit seiner Entwicklung und seinem Wachstumspotenzial, während die Daten auf den Bildschirmen an ihnen vorüberziehen, permanent aktualisiert werden, und das ist erst der Anfang. Sie sehen bereits die zweite Phase voraus, je näher es dem Jetstream kommt, jenem Starkwindband in großer Höhe, das mit einer konstanten Geschwindigkeit von 320 km/h um die Erde rast. Unter allen Szenarien, über die man sich bei den verschiedenen Diensten, von kleinen Abweichungen abgesehen, einig ist, wird das Worst-Case-Szenario in nicht mal einer Stunde das Rennen machen, das imponierendste von allen, wegen der maximalen Energieübertragung durch den über Xaver hinwegziehenden Jetstream, der die Konvektion zusätzlich verstärkt, seine Rotationsgeschwindigkeit um ein Vielfaches beschleunigt und das Sturmtief im Handumdrehen in eine meteorologische Bombe verwandelt. Überall bei den staatlichen Wetterdiensten in Nord- und Westeuropa werden Meteorologen und IT-Experten an ihre Arbeitsplätze beordert. Sie stehen untereinander in engem Kontakt, haben einen direkten Draht zu den Behörden und zum Katastrophenschutz, denn was sich da aufbaut, ist gigantisch, das wissen sie. Der Sturm wird in seiner wahren Dimension erfasst, er wird in die ihm angemessene Kategorie eingeordnet. Auf Basis dieser Einstufung werden, untereinander abgestimmt und in sämtlichen Landessprachen, Unwetterwarnungen herausgegeben.

Am Sitz des Met Office in Exeter eilt Ted Hamilton in den Gängen des weitläufigen Open-Space-Büros von einem zum anderen, kommentiert, unterbricht sich, geht zum nächsten, beobachtet die Gesichter hinter den Bildschirmen, die eher gebannt als verängstigt wirken. Er ist gerade erst zu seinem Team gestoßen und richtet sich darauf ein, die ganze Nacht hier zu verbringen. Er hält diese Hochspannung für wünschenswert und notwendig, solange es keine fruchtlose Nervosität ist, oder, noch schlimmer, eine stressbedingte Überforderung, sondern ein Bereitschaftszustand, in dem alle

Sinne geschärft sind, eine angespannte Aufmerksamkeit, die über einen längeren Zeitraum hinweg produktiv ist, den Dimensionen des Phänomens angemessen. Seine Mitarbeiter sind dafür ausgebildet, sind genau darauf geeicht. Auch Offiziere, Chirurgen oder Piloten sind schließlich dafür trainiert, mit außergewöhnlichen Situationen umzugehen, die dafür nötigen Kompetenzen gehören zwar nicht zum eigentlichen Kernbereich ihrer Tätigkeit, sind aber dennoch unabdingbar für die Ausübung ihres Berufes. So sieht Ted Hamilton das jedenfalls, als sturmerprobter Schotte. Er lebt hier in der Grafschaft Devon gewissermaßen im Exil, seitdem ihn ein allerletzter Karrierekick vom Wettervorhersagezentrum in Aberdeen, das er sieben Jahre geleitet hat, hierher verschlagen hat. Er ist der Auffassung, dass die Routine, die ihren Arbeitsalltag prägt, die dreimal täglich herausgegebene Vorhersage, nicht das Wesentliche überlagern darf, ihre eigentliche Aufgabe, nämlich, sich mit Katastrophenszenarien zu befassen, jene Fähigkeiten zu mobilisieren, die durch die tägliche Routine eingeschläfert werden, und das Unvorhersehbare zu managen. An diesem Abend also tritt das Unvorhersehbare in Gestalt von Xaver auf, der selbst in Ted Hamiltons Augen ziemlich dick aufrägt, hier gleitet eine bereits außergewöhnliche Lage in einen Zustand ab, der präzedenzlos ist, in ein meteorologisches Extrem, dazu angelegt, sie mindestens fünf Tage Vollzeit zu beschäftigen, angefangen von seinem Auftreffen auf die Westküste dieses Landes in dieser Nacht bis hin zu seiner vollen Entfaltung über Mitteleuropa im Laufe des Sonntags oder Montags.

Die Stadt Exeter wurde 2003 als Standort für das Met Office ausgewählt. Breitet man eine Karte Südinglands vor sich aus, dann entdeckt man sie an einer Flussmündung, etwa sechzig Kilometer nordöstlich von Plymouth gelegen. Die Flussmündung gehört zum Fluss Exe, der sich bei Exmouth in die Bucht von Lime ergießt, einem kleinen Badeort, in dem Ted Hamilton ein Haus gemietet hat. Man kann sich ausmalen, was eine Versetzung von Aberdeen nach Exeter für

ihn bedeutet hat. Das ist in etwa so, als würde man jemanden von Lille nach Marseille versetzen. Im Bewusstsein, in Schottland fest verankert zu sein, dort seine Wurzeln und all seine Bindungen zu haben, hielt er es für keine gute Idee, dass irgendjemand ihm nach Exeter folgte. Diejenigen, die das hätten tun können, brachte er davon ab, oder zumindest ermunterte er sie nicht dazu. Er wollte sie nicht dazu nötigen, in einen tausend Kilometer weiter südlich gelegenen Ort auszuwandern. Nun nutzt er seinen Urlaub und seine Überstundenausgleichstage, um regelmäßig den Weg in umgekehrter Richtung zurückzulegen, von Süd nach Nord. In der restlichen Zeit vertieft er sich komplett in seine Arbeit. Eine Zeit wie diese, in der die Ereignisse sich überstürzen, sind in seinen Augen ein willkommenes Intermezzo. Draußen der Sturm und er eingeschlossen in seinem Glaskasten. Wenn er wieder auftauchen, seinen Glaskasten verlassen und nach Hause fahren wird, um sich auszuruhen, wird der Wind sich gelegt haben, aber die wilde Brandung vor seiner Villa am Ende des Strandes wird bezeugen, dass all das kein Traum gewesen ist, dass er nicht aus einem Paralleluniversum wieder aufgetaucht ist, dass in seiner Abwesenheit tatsächlich etwas passiert ist. In einigen Stunden ist es so weit. Jedes Mal erlebt er das abgekapselt vom Rest der Welt, über den Umweg von Bildschirmen. Er analysiert, stellt Prognosen auf, beaufsichtigt die Reaktionen, alles mittels ein paar Mausklicks – in Ermangelung von Joysticks, wie sie in der modernen Kriegsführung verwendet werden. Aber es findet statt. Zuerst trifft es immer die Westküsten, während die Sturmflut die Britischen Inseln umrundet, sich auf beiden Seiten der Shetlandinseln ihren Weg über die Nordsee bahnt und im gesamten Nordseebecken ausbreitet. Der Wind hingegen geht direkt über das Gebiet von Irland und Großbritannien hinweg. Einmal entfesselt, ist er dem Meer eine Länge voraus. Am Anfang haben die Wellen Mühe, sich zu bilden, als würden sie von einer unsichtbaren Hand immer wieder umgeschlagen, als würde man ihnen die Basis ent-

ziehen oder ihre Köpfe herunterdrücken, bevor sie die Chance hätten, sich weiter auszubreiten, um die von der Beaufortskala geforderte Wellenlänge und -höhe zu erreichen und das erwartete Schauspiel zu liefern. Für den Morgen des fünften Dezember, einen Donnerstag, werden für die Seegebiete Forties, Dogger und Fisher Windstärken von elf bis zwölf vorausgesagt und Wellenhöhen von über dreizehn Metern, wenn die Sturmflut vom Atlantik angerast kommt, vor sich das hastig zu Wellenbergem aufgetürmte Oberflächenwasser herschiebend, ein Phänomen, das man *Windsee* nennt, eine See, die noch beängstigender ist als der Wind selbst, den man darüber fast vergisst. Am Anfang lässt der Wind ihr überhaupt keinen Spielraum, lässt dem in seinem Becken gefangenen Meer keinen Platz, um sich zu erheben und seine Kraft zu entfalten und auf die Gewalt des Sturmtiefs mit Gegengewalt zu reagieren, so als wäre es auf dem falschen Fuß erwischt worden. Es kann keinen Schwung holen, ihm nichts entgegensetzen, steht unter seinem Joch, aber dann dehnt es sich doch unter seinem Oberflächenwasser aus und wird größer. Die von drei Seiten, im Westen, im Osten und im Süden, von Land begrenzte Nordsee schwillt unter der Wirkung des niedrigen Luftdrucks an. Und die Kraft des Windes, die sie an der Oberfläche in Schach hält, sie daran hindert, sich zu einer Sturmsee zu erheben so wie eine Armee sich erhebt, die ihre Versuche immer wieder zunichte macht und sie über einige Stunden in einem widernatürlichen Zustand hält, mit kurzen Wellen, weißen Schaumkronen, Wasser und Gischt, Wasser und Gischt..., diese Kraft des Windes kann letztendlich nichts ausrichten gegen seine Ausdehnung, seine Verformung, nichts gegen eine ansteigende See, die bereit ist, ihr Bett zu verlassen. In der Zeit, in der ihr die Energie gegeben wird, den Kopf zu heben – was im Süden des Beckens, wo die Küsten flach sind und es Polder gibt, sehr viel beunruhigender ist als im Norden des betroffenen Bereichs –, breitet die Flutwelle sich aus und bedroht die Küste. Einige Lokalpolitiker haben diese Bedrohung bereits in ihren Planungen

berücksichtigt, haben dem Risiko in ihren Küstenschutzmaßnahmen Rechnung getragen. Andere hingegen können sich nicht vorstellen, dass für sie vom Meer eine echte Gefahr ausgeht.

Es ist zwanzig Uhr an diesem Mittwoch, dem vierten Dezember 2013, im Hauptquartier des Met Office, alle blicken auf und wenden sich dem Riesenbildschirm am Ende des Raumes zu, auf dem gerade Xavers Weg angezeigt wird. Ted Hamilton muss einräumen, das Bild ist beeindruckend. Aber in den verschiedenen Szenarien, die er in Vorbereitung auf den Orkan durchspielt, ist die Windgeschwindigkeit nicht seine größte Sorge. Er geht von einem der hintereinander oder zu Tischgruppen angeordneten Arbeitsplätze zum anderen und stellt auf seine typische Art, kurz und bündig, die auf jene, die ihn nicht gut kennen, manchmal etwas schroff wirkt, seine eigenen Synthesen und Projektionen auf. Eigentlich müsste die Anspannung jetzt spürbar steigen, der auf den Teams lastende Druck greifbar sein, aber dem ist nicht so. Wenn Ted Hamilton Dienst hat, herrscht eher gespannte Erwartung vor als Nervosität. In der in dieser Häufigkeit und Intensität bereits jetzt ungewöhnlichen Folge von Winterstürmen in diesem Jahr ist Xaver zunächst eine Art Wunderkind, bevor er zur angekündigten Katastrophe wird, ein meteorologisches Meisterwerk, es überrascht, beeindruckt und fesselt die Mitarbeiter, die Bereitschaft haben, und jene, die man zur Verstärkung hinzugerufen hat. Sie sind weniger verängstigt als gebannt, als sie die Fotos des Ungeheuers und sein Blutbild sehen, und die Tatsache, dass es ihm gelungen ist, sein Nest im Unsicherheitsbereich der Vorhersagemodelle zu bauen, fasziniert viele. Wenn die Natur sämtliche Grenzen sprengt wie hier, überbordnet, überrascht, selbst für hochentwickelte Superrechner unkalkulierbar, unkontrollierbar und unvorhersehbar ist, dann neigt man dazu, sie zu respektieren. Die Vorhersagemodelle haben eine gewisse Fehlermarge und sie nimmt sich ihre Freiheit, so dass bei jeder Aktualisierung der Grafikkarten, bei jeder Bildwiederholung,

Xavers exzessiver Charakter, sein von Stunde zu Stunde wachsender Umfang immer deutlicher zutage treten, und damit auch die mit seiner Schönheit untrennbar verbundene Macht, das in ihm steckende Potenzial und die von ihm ausgehende Bedrohung.

In einer Viertelstunde wird Ted Hamilton im Pressesaal erwartet. Er wirft einen Blick auf die Wanduhr, zieht sich dann in einen Winkel des Raumes zurück, in dem auf einem Podest eine ganze Batterie von Druckern steht. Dort oben kann er sich für einen Moment aus dem Geschehen herausziehen und sich zugleich einen Überblick über die Lage verschaffen. Er versucht, sich in regelmäßigen Abständen dem ständigen Fluss an zu bearbeitenden Informationen, den Bergen von dringenden Anfragen, der Notwendigkeit, schnelle Entscheidungen zu treffen, zu entziehen, sich von der allgemeinen Aufregung freizumachen. Dazu fühlt er sich umso mehr verpflichtet, als es beim Dienst nicht viele gibt, die durch ihren Status und ihre Funktion in der Lage sind, das zu tun, Abstand zu gewinnen, eine Standortbestimmung vorzunehmen, die Geschehnisse einzuordnen, den Begriff des größten anzunehmenden Schadensrisikos neu zu bewerten, den er auf ganz pragmatische Art und Weise als Angriff auf die Unversehrtheit von Personen versteht. Den Rest, den materiellen Schaden, den ökonomischen Preis, behandelt er, egal wie groß der Druck von außen ist, immer als zweitrangig. Während Xaver sich auf Europa zubewegt und sich weiter seinen Weg bahnt, macht Ted sich an die schwierige Aufgabe, eine Notfallskala zu erstellen, die dem gesunden Menschenverstand entspricht, und dabei nicht das Wesentliche aus dem Blick zu verlieren, die Belange der Bevölkerung, denn zugleich wetteifern alle darum, seine Schiedssprüche einem vielfältigen Bündel von Interessen zu unterwerfen. Er weiß, dass es so viele sich manchmal widersprechende Partikularinteressen gibt, wie es Kunden gibt, die einen Vertrag mit dem Met Office haben, von den Hochseefischern bis zu den Luftfahrtgesellschaften über die Offshore-Industrien, die

Transportunternehmen, die Versicherungsgesellschaften, die Medien und natürlich die Gemeinden. Insgesamt sind es Tausende, aus dem privaten oder öffentlichen Sektor, denen das Institut seine maßgeschneiderten Dienste anbietet, über ein ausgedehntes Netz von Ingenieuren, Key-Account- und After-Sales-Managern. An einem Tag wie diesem und in dem Bewusstsein, dass die Küstenbewohner an vorderster Front sind, zögert Ted Hamilton nicht – mit dem Abstand, den er durch viele Jahre Berufserfahrung und eine gewisse Geisteshaltung gewonnen hat –, in der von einem Mitarbeiter verfassten Pressemitteilung den Ton zu verschärfen, um zu verhindern, dass durch eine stereotype Ausdrucksweise die Gefahr so weit heruntergespielt wird, dass manche Lokalpolitiker, das weiß er, Entwarnung geben und sich ins Bett legen könnten. Denn der für die nächsten Stunden angesagte Höhepunkt von Xaver über Großbritannien ist seiner Ansicht nach nicht zugleich der Moment, von dem die größte Gefahr ausgeht. Was ihm Sorge macht, und zwar noch etwas mehr als der Wind selbst, ist die Tatsache, dass eine Sturmflut, die das Wasser der Nordsee anschwellen lässt und zu einer hohen bis sehr hohen See nahe der Küste führt, zusammenfällt mit einem großen Gezeitenkoeffizienten. An den tiefer gelegenen Küstenabschnitten des Nordseebeckens im Allgemeinen und der Südküste Englands im Besonderen besteht bei extrem hohem Hochwasser auch ein extrem hohes Überschwemmungsrisiko. Die entscheidende Frage – soll man evakuieren oder nicht, den Notfallplan in Kraft setzen oder nicht? – dürften sich die zu einem Krisentreffen zusammengewinkelten Bürgermeister der exponiertesten Gemeinden von Norfolk und Yorkshire bereits stellen, während sie, die Augen auf den Bildschirm geheftet, die Entwicklungen vor Ort verfolgen, mit Unterstützung der Fachleute des Met Office, die ihnen in Realzeit Analysen und Lageeinschätzungen zur Verfügung stellen.

Bevor Ted Hamilton in den Pressesaal geht, zieht er eine Isobarenkarte aus dem Drucker, die dieser in regelmäßigen

Abständen ausspuckt, und stellt sich an den Kaffeeautomaten. Gerade will er den Saal betreten, da überlegt er es sich anders und bittet einen Mitarbeiter um Kopien der vor wenigen Minuten herausgegebenen Unwetterwarnungen seiner europäischen Kollegen. Er wartet geduldig, eine Hand auf der Klinke, trinkt derweil seinen Kaffee aus und entsorgt den Becher in den rechts neben der Tür stehenden Edelstahl-Mülleimer. Er denkt an seine Schwester Margaret, mit der er gestern Abend telefoniert hat, an seinen Schwager Stephen, der für das Forewind-Konsortium arbeitet, und an ihren Plan, morgen früh von Aberdeen aus mit einem Direktflug nach Dänemark zu fliegen. Er lässt seinen Blick über den überfüllten Open-Space-Raum schweifen, über die Gesichter, denen die Anspannung angesichts dessen, was auf dem Spiel steht, und der Größe der Aufgabe, die vor ihnen liegt, deutlich anzusehen ist, und in dem Moment denkt er, dass diese Reise vielleicht nicht unerlässlich ist. Kurz spielt er mit dem Gedanken, sie anzurufen und sie zu überreden, ihre Abreise zu verschieben, dann gibt er die Idee mangels Zeit auf, aber nicht nur deshalb. Er ist sich nicht sicher, ob dieser Schritt Sinn macht, denn selbst wenn Margaret sich seinen Bedenken nicht verschließen sollte – und er denkt, dass er sie überzeugen könnte –, so wird Stephen bestimmt nicht von seinem einmal gefassten Entschluss abrücken. Er lebt in einer Welt, in der man die Windkraft als Ressource betrachtet, in der man Klimaereignisse als das letzte Ehrengefecht einer Natur einstuft, die früher, bevor man sie an die Kandare genommen hat, unbegrenzt geherrscht hat, und er, Stephen Ross, gehört seinem Selbstverständnis nach zu jener Kategorie von Männern, die innerhalb weniger Generationen die Tendenz umgekehrt haben, die das Kräfteverhältnis zu unseren Gunsten gekippt haben, und der beste Beweis dafür sind in seinen Augen die Offshore-Windparks, die er baut. Ted Hamilton begnügt sich damit, Margaret eine SMS zu schicken. Und um ganz sicherzugehen, nimmt er sich vor, im Morgenrauen beim Flughafen in Aberdeen anzurufen und sich be-

stätigen zu lassen, dass alle Flüge gestrichen wurden. Dann betritt er den Presseraum, wo der Kommunikationsdienst bereits an der Arbeit ist. Als er einige Minuten später in einer Doppel-Live-Schaltung auf den Bildschirmen von Sky News und BBC erscheint, wirkt er auf die, die ihn aus der Nähe kennen, größer, als er in Wirklichkeit ist, und zugleich ein wenig schmaler, während er sich redlich Mühe gibt, beim Sprechen den Ansatz eines Lächelns zu zeigen, oder zumindest nicht so streng oder barsch zu wirken wie sonst manchmal.

Die Unwetterwarnung wurde herausgegeben. Der Sturm nähert sich den europäischen Küsten. Es ist mehr als ein Sturm, es ist ein Orkan, der da über dem Nordatlantik tobt, noch hat man keine Bilder von Meer und Wind, abgesehen von den Satellitenaufnahmen ist er bisher eine rein abstrakte Erscheinung, aber er steuert auf die Küsten zu, macht sich auf den Weg über den Atlantik, kündigt sich bereits auf hoher See vor den Britischen Inseln an, indem er etwas Regen vorausschickt, und noch vor Mitternacht wird er auf Land treffen, das steht fest. Fest steht auch, welchen Weg er nehmen wird, das ist mehr oder minder vorhersehbar, genau wie die Schäden, die er anrichten wird, auch wenn die Bevölkerung sich das derzeit noch nicht vorstellen kann. Er wird erwartet, er wird in die Annalen eingehen, er trägt bereits einen Namen, spricht man ihn deutsch aus, klingt er hart, das passt besser zu ihm, dennoch ist es schwer, an ihn zu glauben, man muss allein auf die Pressemitteilungen vertrauen, die auf Englisch, Deutsch, Niederländisch, Dänisch und Französisch herausgegeben werden. In allen Anrainerstaaten der Nordsee bei allen Wetterdiensten herrscht die gleiche Hektik, alle sind sich bewusst, dass etwas Ungewöhnliches bevorsteht, und sich hinter den Karten und Satellitenanimationen, über die der Durchschnittsbürger nicht verfügt, eine ganz reale Bedrohung verbirgt, und man ihn wachrütteln muss, damit er Vorsichtsmaßnahmen ergreift, seine Fähigkeit zum Selbstschutz wecken muss, die nur noch rudimentär ausgebildet ist, da er keine Angst hat, da die Natur, zu der er auf

Distanz gegangen ist, ihm keine Angst macht, außer jenen, die noch in direktem Kontakt zu ihr stehen, den Seeleuten, den Beschäftigten der Offshore-Industrien.

Nunmehr wird die Meldung in einer Dauerschleife auf allen Kanälen gesendet. Die Wissenschaftler vom Met Office beraten ihre Kunden, die auf der Nordsee arbeiten. Sturm Xaver hat gerade die im Nordwesten von Großbritannien gelegene Inselgruppe der Hebriden erreicht und wird als nächstes Schottland und Norfolk überqueren, bevor er in Richtung Skandinavien weiterzieht. Auf den vor Aberdeen gelegenen Bohrinseln beginnt man, die Plattformen zu sichern und die Arbeiter zu evakuieren. Das sie umgebende Meer wirkt bisher noch glatt. Aber der Wind hat zugelegt. Das Meer wird sich erheben, sich in Stellung bringen, nun seinerseits seine Stärke demonstrieren und darauf reagieren, es wird immer wieder gegen die Pfeiler der in der Dunkelheit hell erleuchteten Bohrinseln schlagen, und die werden weiter oben, in ihren Aufbauten, ins Wanken kommen durch den Widerstand, und es wird ihre Sockel erschüttern, ihre Betonverankerung in einhundertzwanzig Metern Tiefe bedrohen, während oben in der Höhe das Knirschen, das Knacken dem Ohr ein ebenso deutliches Maß vorgeben wird wie ein Anemometer. Aber noch ist es nicht so weit, noch ist das Meer auf dem Weg, ist weiß und kaum strukturiert, hatte nicht die Zeit, so wie der Wind, dessen Geschwindigkeit mit dem Heranziehen der Front immer stärker wird, seine Kräfte zu bündeln und sich seinen Weg zu bahnen: Statt zum Sturm auf die Förderanlagen und Windparks anzusetzen, statt sich unter dem Bauch der Bohrinseln rund zu machen und den Zwischenraum in regelmäßigen Intervallen auszufüllen, bereit, sie im Ganzen anzuheben, treibt es nur kurze Wellen zwischen den Pfeilern hindurch und Schaumkronen in einen orangefarbenen Lichtkreis. Währenddessen nimmt die Windgeschwindigkeit zu, 25 Knoten, 30 Knoten werden auf den Anzeigetafeln in den Cockpits der Helikopter angezeigt, die gerade ihre letzte Runde aufnehmen, und an Bord der Trans-

portboote, die sich mit ihrer Besatzung in Richtung Aberdeen aufmachen, während der Wind sich jetzt lautstark zu Wort meldet, von einer Stunde zur nächsten an Sicherheit gewinnt, mit der Faust ausholt und alles zu Boden drückt, was ihm Widerstand leistet.

2

Die tausend Kilometer, die Aberdeen von Exeter trennen, ziehen sich fast ausschließlich über die Breitengrade. Während die eine Stadt direkt vom Sturmtief überquert wird, hat die andere die beruhigende Gewissheit, seine Auswirkungen kaum zu spüren. In Exeter ist der Wind nur halb so stark wie in Aberdeen, dort hat er Windstärke elf, es wird also ein bisschen wehen. So wie in Cornwall oder den Niederlanden wird Sturmtief Xaver auch in der Grafschaft Devon nur in stark abgeschwächter Form auftreten und ohne den Medienwirbel, von dem er andernorts begleitet wird, im Strudel der vielen aufeinander folgenden Sturmtiefs dieses Winters geht er direkt unter. Südengland sollte in dieser Nacht normalerweise verschont bleiben. Fünf Wochen zuvor, am 28. Oktober, als Tief Christian die Saison eröffnete, war das jedoch nicht der Fall. Am Wochenende darauf, es war Ebbe, tauchte Ted Hamiltons Schwester Margaret unerwartet bei ihm auf. Zwei Studenten aus dem geophysikalischen Institut ihrer Universität begleiteten sie. Sie stellte sie ihm vor.

»Karen und Kilian.«

Die beiden waren Doktoranden im ersten Jahr und gehörten zu ihrem Forschungsteam. Alle drei hatten sich ab St. Andrews am Steuer abgewechselt, im Kofferraum lagen inmitten von Gummistiefeln und Eimern lauter Messgeräte und Equipment für Bodenprobenentnahmen. Er empfing sie am Ende der Fichtenallee, deren Zweige in den Weg ragten,

weshalb er dabei war, sie zurückzuschneiden. Margaret fragte, ob sie wohl für zwei Nächte zwei Zimmer im ersten Stock belegen könnten. Statt einer Antwort deutete er mit einer an die Studenten gerichteten Geste auf die Fassade, als wollte er sagen, »Seht her, was mir das Met Office hier für einen großen Kasten zur Verfügung gestellt hat«.

»Da drin gibt es Schlafzimmer und Betten ohne Ende, Platz habe ich mehr als genug.«

Dann zeigte er ihnen die Villa von innen, der Bau aus dem letzten Jahrhundert war ursprünglich dafür entworfen worden, ganze Generationen kinderreicher Familien zu beherbergen. Inzwischen hat die Villa ihre besten Zeiten hinter sich und wird ganzjährig vermietet. Ted Hamilton lebt dort allein. Wer Margaret nicht gut kennt, mag sich wundern, dass seine eher häuslich veranlagte Schwester, die ihren regelmäßigen Tagesablauf schätzt, ganz Großbritannien durchquert, nur um einen Küstenabschnitt zu untersuchen, der vom Sturm heimgesucht wurde – ihn wundert das nicht. Zwar teilt er ihre Euphorie, ihre Begeisterung dafür nicht, aber er fühlt sich dabei ein wenig wie ihr heimlicher Komplize, ja, ist sogar erleichtert darüber. Es erleichtert ihn, dass sie sich einer Sache voll und ganz verschrieben hat, ihr Forscherdrang so groß ist wie am ersten Tag, sie unbeirrt ihrer Berufung folgt. Schließlich hat er miterlebt, wie diese Berufung vor fünfundzwanzig Jahren entstanden ist, und es erfüllt ihn mit Befriedigung, einen gewissen Anteil daran gehabt zu haben, selbst wenn er vielleicht nicht im Einzelnen sagen könnte, worauf sie genau beruht, woher ihre erst im Erwachsenenalter entstandene Leidenschaft für alles, was verschüttet ist und ausgegraben werden muss, eigentlich kam. Er verlässt sich auf seine Intuition, auf das, was er mangels eines großen psychologischen Gespürs dank der von ihm durchexerzierten Versuch-und-Irrtum-Methode über sie und ihre Reaktionsmuster hat herausfinden können, als sie jung waren, und mit Hilfe derer es ihm gelungen war, eine gewisse Schnittmenge zwischen ihnen herzustellen. Diese Intuition sagt ihm, dass

die Südhälfte Großbritanniens, die nach der letzten Eiszeit doppelt vom Anstieg des Meeresspiegels betroffen war, da England sich, wie bei der Bewegung einer Waage, gesenkt hatte, während Schottland, befreit von der Last des Gletschers, sich gehoben hatte, dass diese vor der englischen Küste liegenden überfluteten Gebiete, die sie zu ihrem Studienobjekt gemacht hatte, einen für sie geradezu maßgeschneiderten Bereich darstellen, und in eben diesem Bereich können sie beide sich am Tag nach einem Sturm treffen, um zusammen die Küste Devons abzugehen.

Schon in Aberdeen liebten sie es, gemeinsame Spaziergänge am Wasser zu unternehmen, er erinnert sich noch gut daran, wie sie an den Kais oder auch im Süden der Stadt auf dem in den Fels gehauenen Zöllnerweg entlanggelaufen sind, mal in Begleitung ihrer Brüder, mal ohne sie. Wenn die drei anderen Brüder nicht dabei waren, die See ruhig war, kein Wind ging, der einem ins Ohr pustete und einen umgab wie eine undurchdringliche Blase, kam es vor, dass sie anfangen zu reden, ihren selektiven Mutismus durchbrach und die Distanz aufhob, die sie zu den anderen Brüdern wahrte. Und er, jedes Mal wieder überrascht und verblüfft, wenn sie so ihr Schweigen brach, war darüber so begeistert, dass er als Reaktion darauf wie ein Wasserfall auf sie einzureden begann, ohne zu merken, dass er damit die Flamme zum Erlöschen brachte. Aber sie liebten es auch, an Sturmtagen den langen Strand von Aberdeen entlangzulaufen, der durch die Straße und den Dünenkamm von der Stadt abgetrennt war. Da erübrigte sich das Sprechen. Selbst wenn sie hätten reden wollen, wäre es unmöglich gewesen, sich Gehör zu verschaffen, und die Tatsache, dass es so oder so unmöglich war, kam ihnen entgegen. Mal arbeiteten sie sich gebeugt gegen den Wind vor, sie an ihn geklammert und lachend, mal trieb der Wind, den sie im Rücken hatten, sie vor sich her, und sie rannten, dabei achtete er darauf, nicht zu schnell zu werden, und widerstand dem Reiz, sich treiben zu lassen, während sie ausnahmsweise die Kontrolle abgeben und sich der Kraft des

Windes überlassen konnte, ohne dabei jedoch seine Hand loszulassen. Dabei lachte sie ihr junges, klares Lachen, das so unglaublich ansteckend war. Er erinnert sich an die Gischt, an diese schäumende, buttrig wirkende Masse, die den Strand bedeckte und in die sie ihre Hände tauchte, mit der sie ihre Ärmel befleckte und die sie einfach nicht zu fassen bekam, was sie nicht davon abhielt, es immer und immer wieder zu versuchen. Und wenn er, der zwei Jahre jünger war als sie, ihr dabei zusah, verspürte er den Wunsch, ihr den Weg zu weisen, möglichst lange an ihrer Seite zu bleiben, im nächsten Moment abgelöst von der Hoffnung, sie möge irgendwann alleine zurechtkommen, ihre Ängste und Dämonen hinter sich lassen und einen Ort finden, an dem sie sich aufgehoben fühlte und von dem aus sie ihre Rückkehr ins Leben in Angriff nehmen könnte, von dem sie sich ein ganzes Stück entfernt hatte. Es wundert ihn nicht, dass sie ausgerechnet ein solch verstecktes Gebiet, ein überspültes Stück Land, das nur momentweise freigelegt war, zum Ort ihrer Wahl und zu ihrem Rettungsanker erkoren hatte, und die Tatsache, dass sie darüber hinaus daraus ihren Beruf machen können, beruhigt ihn.

Fünfundzwanzig Jahre später verfolgt er aus der Ferne ihren beruflichen Werdegang, liest ihre Publikationen, empfängt sie in seiner Villa in Devon für eine Schatzsuche. So wie es Menschen gibt, die gerne Blitze beobachten oder Tornados in den weiten Ebenen des amerikanischen Westens, und die den Wetterbericht daraufhin überprüfen, wann die Bedingungen dafür ideal sind, so machen sich jedes Mal, wenn einer Springflut heftige Winde vorausgehen, oder genauer, durch diese Winde erzeugter starker Wellengang, all jene, die sich dafür interessieren, auf den Weg an die englische Küste und sammeln sich an den bekannten und vielfach beschriebenen Orten, oder an anderen, die bisher noch kein einziges Geheimnis, keinerlei Fundstück preisgegeben haben, die aber vielversprechende Kandidaten dafür sind. An solchen Tagen, an denen beides zusammenfallen soll, ein Sturm und eine

Springtide, nehmen Profis oder auch Hobbysammler ihre Suche auf, mit dem Wissen, dass an einigen Orten, von Yorkshire über Norfolk und Cornwall bis zu den Niederlanden, Bäume zum Vorschein gekommen sind, nachdem die dicke Schicht Sand, die sie bedeckt hatte, am Vortag weggeschwemmt worden war. Baumstümpfe und liegende Stämme diverser Arten, Eichen, Haselnussbäume, Kiefern, Buchen, die man mit Hilfe der Radiokarbonmethode in die Zeit vor der Eisenzeit datieren konnte.

Es war ein Frühlingsnachmittag, sie saßen zusammen am Strand von West Sands in St. Andrews. Er fragte sie, ob sie inzwischen eine Idee hätte, was sie im kommenden Jahr machen wolle. Es war Ende April, auf den Rasenflächen und den begrünten Mittelstreifen der Straßen sprossen überall Narzissen aus dem Boden, der Campus leerte sich nach und nach, da die Studenten im letzten Studienjahr zu ihren Abschlusspraktika aufbrachen. Margaret stand kurz vor dem Vordiplom, nach einem dreijährigen Grundstudium in Geowissenschaften war sie nun in genau der Situation, die sie möglichst lange vor sich hergeschoben hatte. Sie musste sich entscheiden, wie es weitergehen sollte, sich überlegen, was sie machen wollte, sich auf ein Gebiet spezialisieren. Sie hatte diese für das Leben eines jungen Erwachsenen typische Zielgerade erreicht, wo man sich seinen Weg suchen und eine gewisse Autonomie erlangen musste. Das bedeutete, man musste jetzt aus der Fülle der Möglichkeiten eine auswählen und damit das Risiko eingehen, es später zu bereuen. Ted hatte sie bereits mehrfach darauf angesprochen, das Problem schon öfter aufgeworfen, und wie jedes Mal, wenn ihr eine Idee Angst machte oder die Dinge in ihrem Kopf zu konfus waren, war sie ausgewichen. Er traf sie in ihrer Mittagspause, vorher war er den Pfad am sagemumwobenen Golfplatz Old Course entlang bis zum Strand gelaufen. Sie saß mit dem Rücken zum Wind, einen Stift in der Hand, und las in einem Buch. Erneut hakte er nach.

»Weißt du inzwischen, was mit nächstem Jahr ist? Was willst du machen?«

»Die gleiche Laufbahn einschlagen wie die anderen.«

»Und das heißt?«

»Dem Gesang der Sirenen folgen, die uns bei ihren Werbeveranstaltungen einen roten Teppich ausrollen.«

»BP, Shell, ExxonMobil.«

»Genau.«

Er zuckte mit den Schultern. Seine rechte Hand zog Linien zwischen den Kieseln.

»Drei Viertel der Studenten meines Jahrgangs entscheiden sich dafür.« Sie beobachtete ihn. »Du siehst skeptisch aus ...«

»Mehr oder minder.«

»Du denkst, ich könnte das nicht?«

»Ich denke, du kannst dich problemlos spezialisieren und deinen Master machen.«

»Und dann?«

»Dann wird es womöglich etwas kompliziert. Wenn du in diesem Bereich weiterkommen, deinen Weg gehen und nicht bei der nächsten Wirtschaftskrise rausfliegen willst, dann brauchst du ein Know-how, das über die rein technischen Kompetenzen hinausgeht.«

»Und das ich nicht habe?«

»Das du nicht von Natur aus hast, nein.«

»Danke für diese Ermutigung.«

»Ich möchte dich überhaupt nicht entmutigen.«

Sie packte ihr Buch ein und holte Sandwiches aus der Umhängetasche, die sie sich im vorherigen Sommer von einer Südfrankreichreise mitgebracht hatte. Eine Tasche aus Schweinsleder, die man mit einer Klappe verschließen konnte, mit kleinen Fransen. Jedes Mal, wenn er diese Tasche anhub, fragte er sich, wie sie es schaffte, ein solches Gewicht mit sich herumzuschleppen. Sie aßen schweigend ihre Sandwiches und beobachteten dabei zu ihrer Linken die Golfspieler auf dem 18-Loch-Old-Course-Platz, zu dem sie niemals Zutritt haben würden, so exklusiv war er. Und rechts von ih-

nen das auflaufende Meer. Dann brach Ted Hamilton das Schweigen. In solch einem Schlüsselmoment, da sich entscheidet, welchen Spielraum man später hat, beziehungsweise wie sehr man sich durch eine frühe Festlegung einengt, da sollte man sich auf seine Stärken besinnen, statt sich auf seine Schwächen zu berufen. Er war jedenfalls immer davon überzeugt, dass sie eines Tages ihren Platz finden würde.

»Ich meine nur, deine Zukunftspläne davon abhängig zu machen, was die anderen um dich herum machen, mit der Begründung, drei Viertel der Geologiestudenten würden sich für einen Job in der Ölindustrie entscheiden, ist keine gute Idee.«

»Und was wäre deiner Meinung nach dann eine gute Idee?«

»Dass du dir einen Bereich aussuchst, der dich wirklich interessiert.«

Natürlich haben nicht alle das Glück, so wie er, sich seit ihrem vierten Lebensjahr für etwas zu begeistern, in seinem Fall Wolken. Aber das kann ja noch kommen. Und niemand zwingt sie, in die Luft zu schauen und zu beobachten, was sich über ihrem Kopf abspielt. Möglicherweise zieht sie es vor, in der Erde zu buddeln, um zu verstehen, was sich unter ihren Füßen abspielt.

»Wir buddeln nicht alle aus den gleichen Gründen. Wir wollen nicht alle das Gleiche verstehen. Wenn du dich für die ersten Fischfossilien interessierst«, sagte Margaret, »musst du bis in die Schichten des Paläozoikums zurückgehen. Wenn du in der Nordsee nach Erdöl suchst, wirst du die Sedimentschichten des Mesozoikums ausloten. Geht es dir um die Auffaltung der Alpen, konzentrierst du dich auf die Plattentektonik im Tertiär. Und wenn du dich für die moderne Geologie der Geschichte der Menschheit interessierst, den Zeitraum, bevor der Mensch eingegriffen und die Landschaft und das Klima verändert hat, dann widmest du dich dem Quartär. Geologie des Quartärs und der Vorgeschichte ist der Masterstudiengang, der mich interessieren würde, meine Beden-

ken mal außer Acht gelassen, da du mich schon fragst. Das ist der Studiengang, für den ich mich gerne bewerben würde.«

»Na, dann mach es doch.«

»Mache ich.«

Einige Wochen später brachte er ihr zu ihrem zweiundzwanzigsten Geburtstag ein Geschenk mit.

»Wo hast du das denn gefunden?«

»In Edinburgh, in der Victoria Street.«

Ted Hamilton war nie ein großer Leser gewesen, aber er hatte ein Faible für alte Bücher, und wenn er am Bahnhof von Edinburgh ausstieg, lief er immer bis zum Schloss hoch und genoss es, durch die mittelalterlichen Straßen zu flanieren, die wegen der ungewöhnlich hohen Gebäude aus Stein, oder einfach weil sie so schmal oder verwinkelt waren, so düster waren, dass die kleinen Antiquariate oder Trödlerläden so gut wie kein Licht abbekamen. Er hatte das Buch, das er ihr schenkte, selber nicht gelesen, aber der Titel, *Submerged Forests*, und die Fotografie des Autors, der Joseph Conrad ähnlich sah, hatten ihn angesprochen.

»Die Originalausgabe stammt von 1913. Der Text ist eine Auftragsarbeit der Cambridge University Press. Es wurde in einer Lehrbuch-Reihe herausgegeben«, sagte Ted. »Clement Reid lehrte damals in Cambridge Geologie und Botanik. *Submerged Forests* ist seine letzte Publikation.«

»Verstehe ...«

Margaret hielt das Buch fest, als wüsste sie nicht, was sie damit anfangen sollte. Sie wog es in ihren Händen, drehte es um, strich mit der Hand über den dicken Kartoneinband, führte es an ihr Gesicht, um daran zu schnuppern, schlug es aber nicht auf. Sie waren in der elterlichen Wohnung in Aberdeen zusammengekommen, die über dem 1950 in der Union Street eröffneten Juweliergeschäft lag. Man feierte nicht nur Margarets zweiundzwanzigsten Geburtstag, sondern auch die Übernahme der Abstandszahlung durch einen Nachmieter und den Umzug des Stammgeschäfts in die neue

im Herzen der Stadt errichtete Mall. Die Schaufensterauslage des Geschäfts der Hamiltons hatte keinerlei Ähnlichkeit mehr mit der des Großvaters, der durch den Verkauf von Geschenken zur Taufe und zur Verlobung und von Uhren zur Kommunion ein bescheidenes Auskommen gehabt hatte. Im Laufe der letzten Jahre waren einige wertvolle Stücke hinzugekommen, wie man sie auch in London oder Edinburgh fand, damit passte man sich an die Entwicklung des Marktes an, an die steil angestiegene Nachfrage nach Luxusobjekten, seit das Manna Erdöl Aberdeen von einer bescheidenen Provinzhauptstadt zur Stadt mit dem zweithöchsten Anteil an Milliardären im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung gemacht hatte. Mit dieser Entwicklung hatte nun wirklich keiner gerechnet. Zwanzig Jahre zuvor hätte das niemand zu träumen gewagt.

The Silver City by the Golden Sands. Das war einmal. Das war vor der Entdeckung der ersten Kohlenwasserstoffvorkommen in der Nordsee. Da war Aberdeen ein Fischereihafen, die Werften und Konservenfabriken hielten sich mehr schlecht als recht über Wasser, die britischen Touristen schätzten die langen Sandstrände, die Bauern aus dem Hinterland flaniereten die Union Street auf und ab, stolz auf die imposante Architektur der repräsentativen Gebäude aus dem 19. Jahrhundert aus grauem Granit, die im Stil des schottischen Mittelalters von Türmen und Türmchen flankiert waren. Die Stadt war herausgeputzt und blumengeschmückt, die Haupteinkaufsstraßen waren immer voll, paradoxerweise florierten die Geschäfte damals besser als heute. Und dann kamen Tausende Expats, Manager und Ingenieure, sie kamen vom Golf von Mexiko oder aus dem Nahen Osten herübergeflogen, im Gefolge der Mineralölkonzerne. Die Stadt von damals, die ihnen streng, feucht und kalt erschien und die sich von heute auf morgen zur Hauptstadt der europäischen Offshore-Ölindustrie ernannte, veränderte sich.